

Frida Nilsson



GERSTENBERG

Frida Nilsson

Sasja
und das Reich
jenseits des Meeres

Frida Nilsson

Sasja und das Reich jenseits des Meeres

Aus dem Schwedischen
von Friederike Buchinger

Mit Bildern
von Torben Kuhlmann



GERSTENBERG



Der Tod

Heute trug Papa mich das ganze Stück, vom Strand bis zu der kleinen Insel. Ich saß auf seinen Schultern und klammerte mich an seinen Haaren fest, um nicht runterzufallen. Die Sonne sprühte ihren weißen Glitzer über das Meer und an der allertiefsten Stelle reichte das Wasser Papa fast bis zum Kinn. Er sagte, der schlickige Boden würde sich wie Vanillecreme zwischen den Zehen anfühlen.

Als wir angekommen waren, setzte er mich auf dem warmen Sand ab.

»Wollen wir eine Runde um die Insel drehen?«, fragte er.

Ich nickte und nahm seine Hand.

Von hier aus sah unser Badestrand so klein aus. Ich konnte unsere Sachen sehen, die Papa auf der alten Bank abgelegt hatte, und als wir ein Stück gegangen waren, sah ich die Bootsanleger, die wie knorrige, graue Zungen aus dem Schilf ragten.

Papa holte tief Luft und lachte. Vielleicht war er glücklich? Ja, in diesem Augenblick war er wohl wirklich glücklich – und ich auch! Ich konnte nichts dafür. Es war schön, unserem stillen, dunklen Haus für eine Weile entkommen zu sein, schön, hier mit ihm herumzulaufen und an nichts anderes zu denken als an das Meer, den Himmel und die Sonne.

Plötzlich hörten wir ein heiseres, abgehacktes Rufen. Es war ein Seeadler. Er war aus der hohen Kiefer aufgefliegen, die in der Mitte der Insel in den Himmel ragte. Papa hielt sich schützend die Hand über die Augen.

»Schau, Sasja!«, sagte er. »Er hat ein Nest in den Zweigen.«

Ich reckte den Hals und entdeckte den großen Adlerhorst. Er sah aus wie ein braunes, verworrenes Wollknäuel. Papa sagte, dass der Seeadler bestimmt Junge hatte und wir besser an den Strand zurückgehen sollten.

»Noch nicht«, sagte ich. »Bitte, können wir nicht noch ein bisschen bleiben?«

Aber Papa fand, wir sollten trotzdem gehen, denn der Seeadler hatte natürlich Angst vor uns und würde seine Brut vielleicht im Stich lassen, wenn wir blieben. Aber da hob ich zwei braune Federn vom Boden auf, streckte meine Arme aus und rief dem Vogel zu:

»Schau mich an! Ich kann auch fliegen! Ich bin nicht gefährlich!«

Und dann rannte ich mit den Federn in den Händen hin und her, schnell wie der Wind, und Papa lachte und sagte, ich würde bestimmt gleich abheben. Und der Seeadler hielt mich wohl wirklich

für einen Vogel, denn es dauerte gar nicht lange, und er hörte auf, Angst zu haben, und kehrte in seinen Horst zurück. Dort hockte er dann und sah mir zu, wie ich herumflatterte, und ja, es war herrlich, noch nicht wieder gehen zu müssen.

Papa setzte sich hin, kniff die Augen zu und blickte aufs Wasser. Das Schilf wiegte sich sacht im Wind. Als ich genug vom Fliegen hatte, rannte ich zu ihm und kletterte auf seinen Schoß. Ich legte meine Stirn an seine behaarte Brust. So blieb ich eine Weile sitzen und dann sagte ich:

»Jetzt können wir gehen.«

Papa nickte. Er stand auf, hob mich hoch und setzte mich auf seine Schultern. Dann wateten wir in das glitzernde Wasser.

Zurück am Strand zogen wir unsere Badehosen aus. Papa fing plötzlich an, sich zu beeilen. Vielleicht dachte er genau wie ich, dass wir zu lange fort gewesen waren. Dass es nicht richtig war, sich einfach so einen Augenblick zu stehlen, um für einen Moment glücklich zu sein. Er strich mir über die Haare.

»Bist du bereit?«

»Mm.«

Der Asphalt war trocken und staubig, aber am Straßenrand blühten unendlich viele Sommerblumen: Kornblumen, roter Klee und Butterblumen. Im Hintergrund erstreckte sich der Kalkberg. Er sah aus wie der struppige Rücken eines Riesen. Papa hatte unsere nassen Badehosen in der Hand. Das Wasser hinterließ eine schmale, gepunktete Spur, wo wir gegangen waren. Keiner sagte ein Wort. Ich konnte unser Haus auf dem Hügel schon sehen, konnte sehen,

dass das Fenster, hinter dem Semilla im Bett lag, einen Spaltbreit offen stand.

Als wir an Kajs Hof vorbeikamen, hörten wir lautes Geschrei. Es waren sechs von Kajs Schweinen. Sie hatten den Zaun ihres Pferchs umgerissen und waren auf den Acker gelaufen, um Kartoffeln zu fressen. Kaj lief ihnen stolpernd hinterher, um sie zurückzutreiben. Er schlug mit einem Stock nach ihnen und fluchte laut, aber die Schweine quiekten nur und ergriffen die Flucht. Das sah lustig aus. Wir mussten lachen, aber wir lachten natürlich so, dass Kaj es nicht hörte.

Papa drückte mir die Badehosen in die Hand. Eigentlich wollte er am liebsten so schnell wie möglich nach Hause, aber hier musste er ganz einfach helfen. Kaj war nett. Jedes Jahr an Weihnachten brachte er uns einen großen Schinken, den wir behalten durften, ohne dafür zu bezahlen.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte Papa und rannte los.

Ich blieb stehen und sah den beiden dabei zu, wie sie über den Acker jagten. Es war keine leichte Aufgabe, die Schweine zurückzutreiben, Kartoffeln schmecken schließlich ziemlich gut. Eine Sau versuchte sogar, auf die Straße zu flüchten, aber ich versperrte ihr schnell den Weg und sagte:

»Hör mal, hier kannst du nicht bleiben! Hier fahren Autos. Los, zurück zu Kaj mit dir.«

Sie starrte mich aus ihren hübschen blauen Augen an. Ihre Schnauze glänzte. Dann grunzte sie und rannte zurück auf den Acker. Kaj konnte sie schnell einfangen.

Als alle sechs wieder im Pferch waren, setzte Kaj seine Kappe ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er ging zu Papa, um sich bei ihm zu bedanken, und dann senkte er die Stimme und sagte noch irgendetwas anderes. Papa murmelte eine Antwort. Er schaute ein paarmal in meine Richtung. Natürlich redeten die beiden über *sie*.

Als sie sich voneinander verabschiedet hatten, stapfte Papa mit großen Schritten über den aufgewühlten Acker. Er nahm mir die Badehosen ab. Kaj winkte mir zu und ich winkte zurück. Dann gingen wir den Hügel hoch nach Hause.

Unser Haus war ja eigentlich gar nicht dunkel. Es war gelb und groß und schön und die Fenster sahen aus wie grüne Augen. Eine Hecke aus Flieder und Liguster umsäumte den Garten, auf der ganzen Wiese verstreut wuchsen Apfelbäume, Birnbäume und Pflaumenbäume, und zwei hohe Ahornbäume standen links und rechts vom Gartentor.

Die Hunde lagen im Schatten und schliefen. Sie hoben die Köpfe, als Papa das Tor öffnete, aber nur Ninni sprang auf, um uns zu begrüßen.

»Ich gehe rein«, sagte er, ohne sie zu beachten. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, die Badehosen aufzuhängen, sondern warf sie einfach zusammengeknüllt auf die Treppe.

Als die Tür hinter ihm zugefallen war, setzte ich mich neben Ninni ins Gras. Wir hatten vier braunschwarze Hunde mit kurzen Beinen und langen Ohren. Die Haut in ihren Gesichtern sah aus wie in Falten gelegter Samt. Wenn sie anfangen zu bellen, sagte

Papa immer, sie würden klingen wie vier gut gestimmte Kirchenglocken, die zum Gottesdienst riefen.

Ich vergrub meine Nase in Ninnis Fell. Ich wollte auch ins Haus, aber zugleich wollte ich am liebsten für immer draußen bleiben. Vorhin auf der Insel war es so schön gewesen – so schön, alles zu vergessen, was traurig war, mit Papa in der Sonne zu sitzen und zu lachen. Ninni schob ihre Nase in mein Ohr und schnaubte leise. Da drückte ich sie an mich und flüsterte:

»Findest du den Tod auch dumm?«

Sie schaute mich fragend an. Ihre Augen waren gerötet, die Unterlider hingen nach unten.

»Wieso darf er sich einfach holen, wen er will?«, fuhr ich fort.
»Wieso muss er nicht vorher um Erlaubnis fragen?«

Ninni schleckte mir über die Wange. Mehr konnte sie nicht tun, um mir zu antworten. Der Sommerwind streifte durch die Kronen der Ahornbäume und das Laub tanzte wie abertausend kleine grüne Kleider.

Natürlich konnte der Tod nicht nach Lust und Laune jeden mitnehmen. Aber manche, die konnte er sich einfach holen. Solche, die ins Wasser fielen und nicht schwimmen konnten. Solche, die im Wald giftige Beeren aßen. Und solche, die krank wurden, wie Semilla.

Vor ein paar Monaten war es passiert. Damals hieß sie noch nicht Semilla, sondern hatte noch ihren alten Namen: Mama. Mama, so hieß sie. Eines Tages hatte sie plötzlich gesagt, sie würde sich so schrecklich kraftlos fühlen. Sie konnte ganz normale Sachen nicht

mehr machen, mit dem Fahrrad einkaufen fahren zum Beispiel oder den Wäschekorb die Treppe hochtragen. Sie konnte fast gar nichts mehr. Papa meinte, sie solle sich untersuchen lassen. Es sei bestimmt nichts Schlimmes, vielleicht müsse sie nur einfach mehr Fleisch essen oder öfter spazieren gehen, sagte er – aber es wäre doch besser, einen Arzt draufschaauen zu lassen. Und dann brachte er sie in die Stadt. Ich durfte so lange bei Palmgren bleiben und mit seinen Zinnfiguren spielen. Sie blieben den ganzen Tag beim Arzt, und als sie nach Hause kamen, da waren sie ganz blass und komisch und ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. Wenig später saßen wir in der Küche und tranken Kakao, und da, als ich gerade einen Schluck von der heißen Schokolade getrunken hatte, nahm sie meine Hand und erklärte mir, dass sie krank sei und sterben werde. In ihrem Körper war ein Knoten gewachsen, den man nicht entfernen konnte. Der Arzt hatte gesagt, er wäre zu groß.

Seit diesem Moment hatte sie ihren neuen Namen. Denn als ich wusste, dass sie sterben würde, da konnte ich nicht mehr Mama zu ihr sagen. Es tat zu weh. Ich weiß nicht, woher der Name kam, aber ich sagte ihn einfach, sagte, dass sie von nun an Semilla hieß. Und Semilla sagte, dass ihr der Name gefiel.

Manchmal versuchte ich, mir vorzustellen, wie es vor der Krankheit gewesen war. Aber seltsamerweise konnte ich mich nicht daran erinnern. Fast so, als hätte es nie eine Zeit davor gegeben. Was hatte ich damals gemacht? War ich immerzu fröhlich gewesen? Hatte ich von morgens bis abends gelacht und gesungen? Ich wusste es nicht mehr. Ich wusste nur, dass es anders gewesen

war als jetzt. Jetzt ging ich mit Papa schwimmen oder wir lasen Bücher. Er dachte sich immer wieder etwas Neues aus, damit es nicht die ganze Zeit so still und ruhig war. Und wir sagten uns, dass wir sie nie vergessen würden. Dass wir uns an sie erinnern und jeden Tag von ihr sprechen würden. Dass sie auf diese Weise immer bei uns sein würde. Solche Sachen sagten wir.

»Sasja?«

Papa stand in der Tür. Er klang ein bisschen heiser. Hatte er geweint?

»Kommst du?«, fragte er.

Ich nickte, ließ Ninni los und ging zum Haus. Als ich im Flur meine Sandalen auszog, sagte Papa:

»Geh hoch zu ihr, ja?«

Da breitete sich ein eisiges Gefühl in meinem Körper aus und ich sah ihn an.

»Ist es so weit?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er.

Ich stellte die Sandalen ins Schuhregal und stieg die steile, weiße Treppe hoch.

»Sasja?«, sagte Papa, als ich auf halber Höhe war.

»Ja?«

Er zögerte einen Moment.

»Vielleicht bald«, sagte er mit dünner Stimme.

Ich nickte und ging weiter. Bald. Bald kam der Tod.



Fliegen

Bald kommt eine Zeit, in der das alles noch hier sein wird, dachte ich, als ich die letzten Stufen nach oben ging. Das weiße Geländer, die knarrende Treppe, der Staub in den Ritzen, die Trockenblumen an der Wand. Und ich und Papa. Aber sie nicht. *Sie nicht*. Bald kommt so eine Zeit.

Von der Treppe aus kam man in unsere Glasveranda. Dort standen zwei Sofas, ein Tisch und ein paar Palmen und andere Pflanzen. Für mich war diese Glasveranda der schrecklichste Ort im ganzen Haus. Aber das lag nur daran, dass dort immer so viele Fliegen waren. Lebende, aber vor allem jede Menge tote. Sie lagen überall auf den Fensterbänken und dem Boden. Nun könnte man vielleicht meinen, dass man sich vor Fliegen wirklich nicht fürchten muss, aber ich hatte trotzdem Angst vor ihnen. Ein paar Tage nachdem ich erfahren hatte, dass der Tod kommen würde, da hatte

ich nämlich von Fliegen *geträumt*. Von unglaublich vielen, Hunderten oder vielleicht Tausenden Fliegen. Im Traum setzten sie sich auf meine Beine, auf meine Arme und meinen Bauch, landeten in meinem Gesicht, auf meinem Mund und meinen Augen. Ich wollte weglaufen, rannte, so schnell ich konnte, aber sie ließen sich nicht abschütteln. Ich spürte ihre haarigen Körper, die auf meiner Haut kitzelten, spürte, wie sie ihre Zungen ausstreckten und an mir leckten. Da fing ich an zu schreien, ich schrie und schrie und wachte erst auf, als Papa mich schüttelte.

»Sasja!«, sagte er. »Sasja, Sasja, ich bin bei dir!«

Ich weinte furchtbar und er hielt mich im Arm, und während er mich festhielt, streichelte er meinen Rücken.

»Ich lasse dich nicht allein.«

Er dachte natürlich, ich hätte von Semilla geträumt. Davon, dass sie sterben würde, und dass ich deshalb so geschrien hatte. Und aus irgendeinem Grund konnte ich ihm nicht erzählen, wie es wirklich war. Dass ich in Wahrheit nur von Fliegen geträumt hatte. Vielleicht hatte ich Angst, dass er es nicht verstehen würde. Dass er enttäuscht von mir sein würde, weil ich nur wegen ein paar Fliegen so einen Zirkus gemacht hatte.

Wie auch immer, es war, als hätte dieser Albtraum beschlossen zu bleiben. Ich träumte wieder und wieder dasselbe und schon bald waren Fliegen das Schrecklichste, was ich mir vorstellen konnte. Seitdem huschte ich auf dem Weg zu Semillas Zimmer immer ganz schnell an den Fenstern der Glasveranda vorbei und auch jetzt wollte ich schon losrennen.

Aber dann blieb ich stehen. Da war ein Geräusch. Ein leises Surren, so verzweifelt, wie ich es noch nie gehört hatte. Ich drehte mich um. Eine einsame Fliege flog immer wieder gegen die Fensterscheibe. Warf sich gegen das Glas. Tapp, tapp, tapp machte es dabei.

Ich weiß nicht, warum ich plötzlich das Gefühl hatte, ihr helfen zu müssen. Ich mochte diese Fliege genauso wenig wie alle anderen.

Und trotzdem tat sie mir leid. Sie schien es furchtbar eilig zu haben, und so beharrlich, wie sie versuchte, nach draußen zu gelangen, würde sie sich am Ende noch den Kopf einschlagen. Ich ging vorsichtig näher, dachte, dass ich vielleicht ... dass ich mich vielleicht trauen würde, diesem kläglichen kleinen Ding das Fenster aufzumachen.

Da plötzlich schoss die Fliege auf mich zu. Sie prallte gegen meine Wange und ich schnappte nach Luft, schlug mit den Armen um mich.

»Lass mich!«, rief ich.

Die Fliege setzte sich wieder auf die Fensterscheibe. Sie erinnerte mich an einen Hund, der vor der Tür steht und erwartungsvoll mit dem Schwanz wedelt, weil er gleich einen Spaziergang machen darf.

»Vergiss es«, knurrte ich. Dann drehte ich mich um und lief weg.

Als ich in Semillas Zimmer kam, atmete ich erst einmal durch. Semilla lag ganz still in ihrem Bett. Die hellbraunen Haare ausgebreitet auf dem Kissen. Ihre Augenlider glänzten. Sie sah aus, als

würde sie schlafen, aber als sie mich hörte, da lächelte sie. Sie machte die Augen auf.

»Hallo«, flüsterte sie.

Es war nur noch so wenig von ihr übrig, eine Hülle aus Seidenpapier, durchsichtig und dünn. Es schien fast so, als hätte sie aufgehört, Luft zu holen, als würde sie einfach direkt durch dieses Papier atmen.

Ich kletterte zu ihr auf das Bett, kuschelte mich an sie. Auf dem Nachttisch stand eine gelbe Blechdose. Der Arzt hatte gesagt, dass Semilla großes Glück im Unglück hatte, weil sie nicht unter Schmerzen litt, aber sie bekam ein paar Tabletten zur Stärkung. Um den Appetit anzuregen und solche Sachen. Mühsam drehte sie den Kopf und vergrub ihre Nase in meinen Haaren.

»Du riechst wie mein Junge«, sagte sie.

Dann sagten wir beide lange nichts mehr. Ein kühler Windhauch kam durch den offenen Fensterspalt.

»Wie ist das, wenn man tot ist?«, fragte ich.

Semilla schluckte mit ihrem trockenen Mund.

»Im Reich des Todes ...«, sagte sie, »ist es wie hier, nur anders.«

Ich setzte mich auf. Ich weiß nicht, warum ich gefragt hatte. Ich hatte nicht einmal geahnt, dass sie etwas über das Reich des Todes wusste. Aber Semilla hatte so selbstverständlich geantwortet, dass mir sofort klar war, dass es noch mehr zu fragen gab.

»Wie kommt man dorthin?«, fragte ich.

»Die Reise ... ist kurz und leicht«, sagte Semilla. »Plötzlich ist man da.«

Ich war mir nicht sicher, wie sie das gemeint hatte, versuchte, es zu verstehen.

»Fährt man über das Meer?«, fragte ich.

Sie lächelte wieder.

»Ja, auf einem großen, prächtigen Schiff. Prächtiger als alle Schiffe, die du je gesehen hast.«

»Erzähl mir mehr über dieses Reich!«, sagte ich.

Sie dachte einen Moment nach.

»Manche Menschen glauben, dass man nach dem Tod etwas anderes wird«, sagte sie.

»Was denn?«

»Dass man kein Mensch mehr ist. Dass der Tod einen in etwas Neues verwandelt.«

»Und in was?«, fragte ich.

»Das weiß ich nicht, Sasja«, sagte Semilla und sah mit einem Mal so müde aus.

»Doch, sag es mir! Bitte, sag mir, was man wird, Semilla!«

Sie legte ihre kalte, klamme Hand auf meine.

»Stell dir einfach etwas Schönes vor«, flüsterte sie.

Ich legte mich wieder hin, schaute nach oben, an die weiß gestrichene Holzdecke. Etwas Schönes? Was sollte das sein?

Ein Seeadler vielleicht? Ja, denk doch, Semilla würde ein Vogel werden, ein Seeadler, wie der, den Papa und ich heute auf der Insel gesehen hatten! Seeadler waren wirklich schön, fand ich, und es war bestimmt herrlich, so fliegen zu können, hoch über den Wolken, mit Flügeln, so breit wie eine Tür!

Aber was, wenn sie kein Seeadler werden würde, sondern ein Schwein? Eins wie das, das mich vorhin auf Kajs Acker angeblinzelt hatte? Ja, Schweine waren auch schön, dachte ich da, auf ihre Weise! Und Schweineaugen, solche blauen, neugierigen, die sahen ja fast aus wie Menschaugen. Ich lächelte, als ich mir Semilla vorstellte, verwandelt in ein rundes, nettes Schweinchen, das leise grunzend in der Erde nach Kartoffeln wühlte.

Oder, dachte ich, würde sie vielleicht ein Hund werden? Einer wie Ninni? Oh, es würde so gut zu ihr passen, eine Ninni zu sein. So samtweich und lieb, mit diesen hängenden, traurigen Augen. Mit einer langen, rauen Zunge, die einen tröstend ableckte, einem Bellen, das klang wie eine riesige Kirchenglocke.

Ja, wirklich, es gab viel Schönes hier auf dieser Welt. Aber wie auch immer es ausgehen würde – bevor der Tod Semilla verwandeln konnte, würde er sich mehr als einmal ratlos am Kopf kratzen, so viel war sicher. Denn das Allerschönste, das war ja Semilla selbst und wer würde so etwas Schönes verändern wollen? Nein, er würde es nicht leicht mit ihr haben, der Tod.

Plötzlich hörte ich ein Surren. Ein kleiner Punkt flog durch den Türspalt und landete auf der Fensterscheibe. Es war die verzweifelte Fliege von eben. Ich schauderte und drückte mich fester an Semilla. Sie musste wohl bemerkt haben, wie ich die Fliege anstarrte.

»Stört sie dich?«, fragte sie.

»Ja«, sagte ich.

»Warum denn?«

»Weil ... ich sie nicht mag. Ich mag überhaupt keine Fliegen. Sie machen mir Angst.«

Semilla sah aus, als wollte sie noch etwas sagen, aber dann ließ sie es doch. Wahrscheinlich war sie müde geworden. Wollte sich vielleicht ihre Kräfte aufheben, um über das andere zu reden. Das, was bald kommen würde.

»Bist du bereit für den Abschied?«, fragte sie.

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. War ich bereit? Auf gewisse Weise hatte ich mich ja schon verabschiedet. Die Zeit, in der sie Mama gewesen war, die war vorbei. Jetzt war eine andere Zeit, eine Zeit mit Semilla, eine Zeit des Wartens auf den Tod.

»Ich glaube schon«, sagte ich.

Ich streckte die Hand aus und streichelte ihre Haare und ihre Haut, fühlte all das, von dem ich wusste, dass ich es jetzt sammeln und sorgsam aufbewahren musste.

»Bist *du* bereit?«, fragte ich.

»Ja, natürlich«, antwortete sie und lächelte. Aber ich konnte sehen, dass sie mit diesem Lächeln kämpfte, dass es nicht echt war – und schon im nächsten Augenblick fing sie an zu weinen. Ich fasste sie an den Schultern.

»Was ist denn?«, fragte ich.

Sie konnte nichts sagen, nur weinen.

»Hast du Angst?«, fragte ich.

»Ja.«

»Aber du hast doch gesagt, du wärst bereit!«, rief ich und schüt-

telte sie fast, denn ich wollte dieses Weinen wegschütteln, wollte es nicht sehen. »Stimmt das denn nicht, Semilla? Bist du gar nicht bereit?«

»Ich ...«, flüsterte sie und schluckte, unterdrückte das Schluchzen, »bin bereit, dorthin zu gehen. Aber ich bin nicht bereit, euch zu verlassen.«

Sie nahm meine Hand. Plötzlich war sie stark, ihr Griff war fest und ihr Blick hellwach.

»Ich liebe dich und deinen Papa so sehr, dass es sich anfühlt wie ein Gesetz. Verstehst du? Ein Gesetz, das über allem steht.«

Ich nickte, aber nein, eigentlich verstand ich es nicht so richtig.

»Sasja«, sagte sie leise. »Glaubst du, man kann den Tod überlisten?«

Da spürte ich, wie mein Herz einen Satz machte und mit einem Mal schneller schlug.

»Ja!«, sagte ich.

»Glaubst du das wirklich?«, fragte Semilla und hielt meine Hand noch immer fest umklammert. Da war noch mehr in diesem wachen Blick. Vielleicht Flehen? »Glaubst du, das geht?«

»Ja!«, sagte ich. »Ja, ja!«

Semilla ließ los. Sie sank in ihr Kissen zurück, erschöpft.

»Ich kümmere mich darum«, sagte ich und streichelte ihr über die feuchte Stirn. »Ich lasse mir etwas einfallen und überliste den Tod. Das verspreche ich dir, Semilla.«

Sie hatte die Augen geschlossen, und fast ohne die Lippen zu bewegen, flüsterte sie:

»Das ist gut, Sasja. Zeig es ihm.«

Ein kurzes Surren lenkte mich ab und ich schaute zum Fenster.
Die Fliege hatte endlich einen Weg nach draußen gefunden.